

Ein Schulgarten schlägt jede digitale Plattform

In einem Schulgarten lassen sich Dinge erlernen, die keine digitale Plattform je wird bieten können. Solche praktischen Projekte sind Lernräume für Absprache und Verlässlichkeit in einem Team, findet Katharina Serafimova

Eine Szene abseits der grossen Panels am vergangenen World Economic Forum in Davos bleibt besonders in Erinnerung: Während humanoide Maschinen und Roboterhunde die Promenade säumten, bewegten junge Künstler grosse, beleuchtete Figuren durch die Menge – offensichtlich gänzlich abhängig von menschlicher Koordination und Sorgfalt.

Die eine Darbietung simulierte Interaktion, die andere verband Menschen. In diesem Kontrast zeigte sich eine Spannung unserer Gegenwart: Während technische Systeme immer mehr ermöglichen, werden reale Erfahrungen, also Begegnungen von Jugendlichen ausserhalb des Digitalen, seltener. Die Schule ist einer der wenigen Orte, an denen sie noch unmittelbar miteinander in Verbindung kommen und Bildung jenseits von Social Media stattfinden kann. Doch im derzeitigen bildungspolitischen Diskurs bleibt genau dies ein blinder Fleck.

Die Debatten kreisen um Lehrpläne, Leistungsziele und Digitalisierung – das ist notwendig, greift aber zu kurz. Ein grosser Teil dessen, was Schulen heute herausfordert, hat weniger mit Lehrinhalten zu tun als mit der Frage, wie Lernen im Alltag gelebt wird. Schulen sollen Engagement und sozialen Zusammenhalt fördern,

doch der getaktete Alltag lässt kaum Raum für ein Lernen im realen Alltag – als etwas, das gute Beziehungen fördert und über Prüfungen hinaus Bedeutung hat. In den letzten Jahrzehnten wurde massiv sowohl in digitale Wissensvermittlung wie auch administrative Plattformen investiert. Beides beantwortet jedoch nicht die Frage, wie junge Menschen erleben können, dass sie Teil einer Gemeinschaft sind, in der man füreinander Verantwortung übernimmt.

Echtes Lernen geschieht dort, wo Schüler gemeinsam etwas Reales tragen: im Schulgarten, wenn Ernte und Pflege organisiert werden müssen; in Projekten mit Quartiervereinen und Altersheimen. Solche Tätigkeiten sind kein pädagogisches Beiwerk. Es sind Lernräume für Absprache und Verlässlichkeit im Team. Zwischen Wissensvermittlung und Technik liegt ein dritter Bereich: die Begleitung von Lernen im gemeinsamen Tun.

Die Forschung stützt diese Sicht. Studien zum aktiven Lernen und zum Peer-Learning, also dem Lernen unter Gleichen, zeigen, dass Verständnis dort wächst, wo Schüler einander Probleme erklären und gemeinsam Lösungen erarbeiten. Das Mitgefühl oder das Entstehen füreinander wachsen wie Muskeln durch Gebrauch – sie lassen sich nicht theoretisch erklären, sondern nur im echten Miteinander einüben.

Wenn dieser Spielraum fehlt, reagieren Schulen oft mit zusätzlichen Programmen, was den Druck weiter erhöht. Paradoxerweise verdrängt dies genau das, was junge Menschen brauchen würden: Neugier und Selbstwirksamkeit. Wo sinnvolle, geteilte Aktivitäten entstehen, berichten Lehrpersonen hingegen von ruhigeren Dynamiken, weil die Verantwortung nicht mehr an einer einzigen Person hängt.

Beim Thema Digitalisierung ist entscheidend, welche Rolle die Technik spielt. Wird sie zur Hauptbühne, verstärkt sie Abstraktion und Vereinzelung. Dient sie im Hintergrund der Koordination, kann sie reale Kooperation erleichtern. Technik sollte dem Leben dienen, nicht umge-

kehrt. Angesichts der rasanten Verbreitung von KI-Begleitern und der Sorge, wie sie das Denken und Fühlen junger Menschen verändern, ist die Rückbesinnung auf das soziale Gefüge der Schule keine rein pädagogische Option mehr. Sie ist eine existenzielle Notwendigkeit. Wo digitale Systeme Nähe lediglich simulieren, muss die Schule zum geschützten Raum für das reale, ungeschönte Miteinander werden.

Diese Aufgabe darf nicht stillschweigend den Lehrpersonen aufgebürdet werden. Wo Strukturen fürs Mitgestalten fehlen, brennen Lehrpersonen beim Schlichten und Trösten aus – und damit verliert die Schule ihre eigentliche gesellschaftliche Kraft. Schliesslich ist sie einer der wenigen Orte, an denen junge Menschen regelmässig mit Unterschiedlichkeit umgehen müssen. Gerade im Schweizer Bildungssystem, das auf Eigenverantwortung und Durchlässigkeit baut, ist diese Erfahrung gemeinsamer Praxis zentral. Was Schüler dort einüben, prägt, wie sie später Verantwortung im Gemeinwesen übernehmen.

Das erfordert bewusste Entscheidungen darüber, was wir als Lernerfolg werten. In einer Welt, in der die Lebensrealität von Jugendlichen durch Algorithmen vorstrukturiert wird, darf die Schule nicht zur Auslieferungsplattform für digitalen Content verkommen. Sie muss zum Gegenentwurf werden: ein Ort, an dem junge Menschen durch das Wirken an realen Aufgaben erfahren, was menschliche Kooperation, Mut und Integrität bedeuten. Wir können diese Aufgabe nicht länger der unsichtbaren Belastbarkeit einzelner Lehrpersonen überlassen – wir müssen sie fest in das Fundament unserer Schulen einbauen.

KATHARINA SERAFIMOVA, 48, ist Umweltnaturwissenschaftlerin (ETH Zürich), Sozialunternehmerin und Expertin für Community Building. Heute ist sie CEO von Shareitt, einem Unternehmen für solidarischen Ressourcenaustausch, und leitet den Verein Lebendiger Bodensee.